

Geschlechtergerechte Sprache aus sprachwissenschaftlicher Sicht

Ein sachlicher Umgang wäre hilfreich

Um das Thema Gendern oder geschlechtergerechte Sprache hat sich eine hitzige gesellschaftliche Debatte entwickelt. Der sprachwissenschaftliche Hintergrund, auch die wissenschaftlichen empirischen Studien dazu, werden dabei wenig thematisiert. Dieser Beitrag soll dazu dienen, etwas von diesem Hintergrund zu vermitteln.

Das Deutsche hat bekanntlich drei grammatische Genera: Maskulinum, Femininum und Neutrum. Das Genussystem im Deutschen wird daher auch den geschlechtsspezifischen Genussystemen zugeordnet (Corbett 2013). Andere Sprachen, z. B. die meisten romanischen Sprachen wie Französisch oder Spanisch unterscheiden zwei Genera. Genauso gibt es Sprachen wie das Finnische oder Türkische, die gar kein Genussystem aufweisen. Das Genussystem im Deutschen folgt bestimmten Regularitäten, die teilweise aus der Wortgestalt (fachsprachlich: Morphologie) und teilweise aus der Wortbedeutung (fachsprachlich: Semantik) abzuleiten sind. Beispielsweise sind alle Verniedlichungen (sog. Diminutiva) Neutrum, z. B. der Mann → das Männchen, die Frau → das Frauchen.

Dies ist ein Beispiel für eine morphologische Regel.

Im Bereich der natürlichen Personen ist es in der Regel so, dass biologisch männliche Personen auch mit einem maskulinen Nomen bezeichnet werden, andersherum ist eine Personenbezeichnung für eine weibliche Person in der Regel ein Femininum (der Mann, der Vater, der Arzt vs. die Frau, die Mutter, die Ärztin). Dies sind Regeln, die mit der Bedeutung der Wörter zusammenhängen.

Das generische Maskulinum. Dreh- und Angelpunkt der Auseinandersetzung um geschlechtergerechte Sprache ist das sogenannte generische Maskulinum.

In den letzten Jahrzehnten hat sich der Sprachgebrauch etabliert, dass männliche Bezeichnungen für alle Personen ‚gelten‘, d. h. dass z. B. Schüler eine neutrale Bezeichnung für Schüler*innen jeglichen Geschlechts sei (vgl. z. B. Eisenberg 2018). Es ist nicht so, dass dieses sogenannte generische Maskulinum schon immer die Standardverwendung war. So fasst z. B. Gottsched in seiner Grundlegung einer deutschen Sprachkunst aus dem Jahr 1748 zusammen, dass „Wörter, die männliche Namen, Ämter, Würden oder Verrichtungen bedeuten [...] auch männliches Geschlechts“ sind, dass aber „Namen und Benennungen, Ämter und Titel, Würden und Verrichtungen des Frauenvolkes [...] weibliches Geschlechtes“ sind, z. B. „Kaiserin, Königin, Herzogin [...] Feldmarschallin, Oberstinn, Hauptmännin, Hofrätthin, Doctorinn!“ (Gottsched 1748: 161–167). Trotzdem wird das generische Maskulinum insbesondere von Gegner*innen der geschlechtergerechten Sprache als der natürlichere Sprachgebrauch dargestellt. Dabei sind es einfach die in den letzten Jahrzehnten etablierten gewohnten Formen, keine irgendwie im Sprachsystem vorgegebene Praxis.

In früheren Zeiten, stellte sich die Frage auch nicht: im öffentlichen Raum, in Bürgerversammlungen, in politischen Diskussionen wurden v. a. Männer adressiert. Ende des 19. Jahrhunderts, als Frauen langsam in gesellschaftliche Rollen vordrangen,

die davor nur Männern vorbehalten waren, wurde besonderer Wert darauf gelegt, sie auch explizit mit einer weiblichen Form zu bezeichnen (wie z. B. Lehrerin), um sie deutlicher von Männern abzugrenzen. Erst in der Nachkriegszeit, als Frauen in immer mehr Bereichen eine Rolle spielten, wurde das Mitmeinen, d. h. die grammatisch männliche Bezeichnung für alle, unter der sich Frauen dann mitgemeint fühlen sollen, der übliche Sprachgebrauch (Dolleschal 2002).

Kritik. Die feministische Linguistik kritisiert schon seit den 1970er Jahren diesen Sprachgebrauch. Die Schwierigkeit ist allerdings, dass Sprachverstehen, also die mentalen Prozesse, die im Kopf passieren, wenn sprachlicher Input verarbeitet wird, in der Regel kein bewusster Prozess sind. Wenn mir jemand sagt – „Bei uns in der Nachbarschaft wird eine kleine Katze vermisst.“ – mache ich mir in der Regel keine expliziten Gedanken, an welche Art von Katze ich dabei denke. An eine schwarze, eine getigerte, eine mit kurzem oder langen Fell? Genauso denke ich nicht explizit darüber nach, ob ich in einem Satz – „Die Zahnärzte haben in der Corona-Krise besonders schwierige Arbeitsbedingungen“ – nur an männliche oder an männliche und weibliche Zahnärzt*innen denke.

Deshalb ergibt es auch wenig Sinn, wenn Frauen explizit gefragt werden, ob sie sich mitgemeint fühlen. Eher muss man empirisch untersuchen, ob das sogenannte generische Maskulinum auch wirklich das ihm nachgesagte generische Potenzial hat.

Empirische Studien. Zahlreiche solche empirische Studien weisen darauf hin, dass gramma-

¹ Doctorinn bezeichnete damals die Frau eines Doktors, genauso Hauptmännin die Frau eines Hauptmanns usw.



Foto: Adobe Stock/romertu

Individuelle Entscheidung. Sprache gehört allen Sprecher*innen und Schreiber*innen und alle, die sich aktiv am Sprachgeschehen beteiligen, verändern die Sprache mit.

tisch männliche Personenbezeichnungen im Sprachverständnis oft nicht neutral verstanden, sondern eher auf (biologisch) männliche Personen bezogen werden. Um nur ein Beispiel zu erläutern: In einer Studie wurde diese Forschungsfrage über Satzfortsetzungen untersucht (Gygax, Gabriel & Sarasin 2009). Die Proband*innen bekamen verschiedene Sätze, in denen eine Personenbezeichnung im generischen Maskulinum formuliert war, z. B. „Die Sozialarbeiter liefen durch den Bahnhof.“ Im Anschluss bekamen sie einen zweiten Satz, bei dem sie angeben sollten, ob der zweite Satz eine sinnvolle Fortsetzung des ersten ist, z. B. „Wegen der schönen Wetterprognose trugen mehrere der Frauen keine Jacke.“ (Gygax, Gabriel & Sarasin 2009: 472) Gemessen wurde dann die Zeit, bevor die Proband*innen „ja“ drückten. Es zeigte sich in dieser

Studie, dass in der deutschsprachigen Version des Experiments unabhängig von der stereotypen Berufsvorstellung (z. B. Kosmetik und Krankenpflege eher weiblich) die Proband*innen für die Satzfortsetzungen mit weiblichen Personen länger brauchten als für die, in die Männer eingesetzt wurden (Gygax, Gabriel & Sarasin 2009: 477). Dies bringt die Autor*innen der Studie zu dem Schluss, dass Personenbezeichnungen im generischen Maskulinum nicht generisch interpretiert werden. Als Grund hierfür wird gesehen, dass das grammatische Geschlecht eine Hinwendung zur mentalen Repräsentation von Männern bewirkt. Ähnliche Erklärungsansätze liefern eine Vielzahl anderer Studien (Kotthoff & Nübling 2018: 91-127).

Sprache und Chancengleichheit. Auch Forschungsergebnisse

aus der Ökonomie lassen die Unabhängigkeit von Genus und Sexus bezweifeln. In verschiedenen Studien wurde versucht, die ökonomischen Folgen von geschlechtsspezifischen Genussystemen und damit die Auswirkungen der Sprache auf die Chancengleichheit von Männern und Frauen haben, zu messen. Beispielsweise zeigen Daten aus 105 Ländern aus den Jahren 2001-2015, dass in den Ländern, in denen die dominante Landessprache ein geschlechtsspezifisches Genussystem hat, die geschlechtsspezifische Kluft in der unternehmerischen Aktivität größer ist als in vergleichbaren Ländern (Hechavarría et al. 2018).

Eine weitere Studie zu Arbeitsergebnissen auf der Grundlage einer Stichprobe von über 100 Ländern deutet darauf hin, dass Länder, in denen die Mehrheitsprache Geschlecht stark markiert, eine geringere Er-

² <https://voxeu.org/article/language-matters-gender-grammar-and-observed-gender-discrimination>.

³ Vgl. auch: Judith Sevinç Basad vs. Anatol Stefanowitsch: Sollen die Öffentlich-Rechtlichen gendergerecht sprechen? https://www.deutschlandfunk.de/judith-sevinc-basad-vs-anatol-stefanowitsch-sollen-die.2927.de.html?dram:article_id=479445.

werbsbeteiligung von Frauen aufweisen (Mavisakalyan 2011). Ähnlich zeigt eine weitere umfangreiche Studie, dass die Intensität der Unterschiede zwischen Frauen und Männern in der Sprache mit der Erwerbsbeteiligung von Frauen, der Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt und den Quoten für die politische Beteiligung von Frauen zusammenhängen (Gay et al. 2018)².

Diese Studien lassen vermuten, dass Sprachen, in denen man durch das Genusssystem nicht gezwungen wird, geschlechtsspezifische Einordnungen vorzunehmen, im Verhältnis vielleicht auch offener über Geschlechterrollen denken.



Foto: Marie Johanna Spitzer

Gesellschaftlicher Kontext. Die Forschungsergebnisse lassen also Zweifel aufkommen, ob das Postulat, dass Personenbezeichnungen im grammatischen Maskulinum für alle ‚gelten‘, im Sprachverständnis so funktioniert. Zwar sind die meisten Personenbezeichnungen wahrscheinlich so intendiert, d. h. die Schreiber*innen wollen Menschen jeglichen Geschlechts bezeichnen, wenn sie einen Satz wie oben schreiben. Bei den Leser*innen entstehen im Kopf allerdings eher Bilder männlicher Zahnärzte. Sprache ist eine Art kulturelles Gedächtnis, d. h. eine Sprache spiegelt zum einen kulturelle Gegebenheiten, sie formt sie aber auch mit (Linke 2018; Günthner & Linke 2007).

Dass der Mann lange Zeit die Norm und den positiven Maßstab bildete, hat sich daher auch in der Sprache eingeschrieben. Die gesellschaftliche Wirklichkeit passt aber heute vielfach nicht mehr zum traditionellen Sprachgebrauch, deshalb entwickelt die Diskussion um geschlechtergerechte Sprache gerade auch so eine starke Dynamik³. Genauso wie in der Sprache gibt es meines Wissens in der Medizin die Diskussion darum, ob der männliche

Prof. Dr. Carolin Müller-Spitzer: „Aus wissenschaftlicher Sicht ist es zu früh, jetzt schon bestimmte Formen geschlechterinklusive Schreibens oder Sprechens zu präferieren“.

Patient der Normpatient sein sollte.

Sprachdiktatur? Alle diese Versuche, die männlich geprägte Sicht in der Sprache zu relativieren oder neue, zeitgemäße Formen zu finden, werden allerdings auch von deutlicher Ablehnung begleitet, die auch medial stark forciert wird. Die Rede ist vom Genderwahn, Gender-Gaga oder von Sprachdiktatur. Dabei muss man klarstellen: Sprache gehört allen Sprecher*innen und Schreiber*innen und alle, die sich aktiv am Sprachgeschehen beteiligen, verändern die Sprache mit. Am Ende entscheidet jede und jeder selbst, wie er spricht und schreibt. Man kann bei gewohnten Formen wie dem generischen Maskulinum bleiben, man kann aber auch – wie in diesem Artikel – geschlechtergerecht schreiben. In einigen institutionellen Kontexten sind aber Richtlinien wichtig, z.B. um ein einheitliches Erscheinungsbild einer Firma oder einer Institution zu gewährleisten. Solche Richtlinien gelten aber immer nur für sprachliche Äußerungen aus diesem Kontext.

Im privaten Gebrauch wird niemand gezwungen, eine bestimmte Sprachform zu verwenden. Selbst wenn der Rechtschreibrat das Gendersternchen als eine normgerechte Schreibung von Personenbezeichnungen in das Regelwerk aufnehmen würde, wäre das keine Empfehlung für geschlechtergerechte Sprache. Es wäre nur eine Abbildung des Sprachwandels, der längst stattfindet. Eine Sprachpolizei oder Sprachdiktatur muss daher niemand fürchten, genauso wie man keine Kleidungspolizei befürchtet, wenn eine Firma neue Uniformen einführt.

Aus wissenschaftlicher Sicht ist es zu früh, jetzt schon bestimmte Formen geschlechterinklusive Schreibens oder Sprechens zu präferieren. Die Möglichkeiten sind für das Deutsche sehr vielfältig und noch ist nicht abzusehen, welche sich am ehesten durchsetzt. Es wäre für eine konstruktive Auseinandersetzung allerdings hilfreich, wenn insgesamt ein offener, reflektierter, sachlicher, und verantwortungsvoller Umgang mit dem Thema geschlechtergerechte Sprache vorherrschen würde und man die, die Interesse haben, entspannt mit neuen Formen experimentieren lässt. Die (sprachliche) Welt geht davon bestimmt nicht unter. Vielmehr eröffnen uns neue sprachliche Formen vielleicht auch neue Horizonte, was ja keine schlechte Aussicht sein könnte.

*Prof. Dr. Carolin Müller-Spitzer
Leibniz-Institut für
Deutsche Sprache, Mannheim*

Info

Das Literaturverzeichnis finden Sie unter www.zahnaerzteblatt.de oder kann beim IZZ bestellt werden unter Tel.: 0711 2296614 oder per E-Mail: info@zahnaerzteblatt.de.